

## Buchbesprechungen

TRINE STAUNING WILLERT; LINA MOLOKOTOS-LIEDERMAN (Hg.), *Innovation in the Orthodox Christian Tradition? The Question of Change in Greek Orthodox Thought and Practice*, Farnham: Ashgate 2012. 284 S., GBP 65,00. ISBN 978-1-4094-2077-4.

Die Orthodoxie erscheint aus westkirchlicher Perspektive bisweilen als ein unwandelbares Corpus, das von manchen wegen seiner Beständigkeit gelobt, von anderen wegen seiner Starrheit kritisiert wird. Der hier vorzustellende Band, der das Phänomen der Innovation in der griechischen Orthodoxie untersucht, zeigt durch zwölf Beiträge, in welchen Schattierungen auch die orthodoxe Tradition Wandel und Erneuerung kennt.

Trine Stauning Willert und Lina Molokotos-Liederman entwickeln – als vorweggenommene Ergebnissicherung – eine Typologie des auf Religion hin anwendbaren Innovationsbegriffs. Sie stellen dabei klar, dass es ihnen nicht um eine „normative Mission“ (8) geht, die versuchen würde, der Orthodoxie einen Wandel zu verordnen oder diesen Wandel zu verhindern. Stattdessen unterscheiden sie deskriptiv fünf Typen religiöser Innovation (9-11): eine „puristische Innovation“ stelle eine Rückkehr zu einem als Ideal angesehenen Zustand der Vergangenheit dar; eine „strategische Innovation“ führe Neuerungen aufgrund äußerer Bedrohungen ein; die „adaptive Innovation“ übernehme Lehren oder Bräuche einer fremden, als überlegen angesehenen Tradition; eine „unbeabsichtigte Innovation“ bediene sich externer Elemente, ohne sich der damit einhergehenden Veränderungen bewusst zu sein; eine „emanzipatorische Innovation“ befreie sich von als einschränkend empfundenen Gegebenheiten. Die vorgelegte Typologie überzeugt, sofern man Neuerungen auf ihren motivationalen Gehalt hin untersuchen will. Sie beantwortet die Frage: Aus welchem Beweggrund und mit welcher Absicht sind Innovationen entstanden? Lohnenswert wäre aber auch eine inhaltliche Bestimmung der Bereiche, in denen theologisch oder religionswissenschaftlich ein möglicher Wandel festgestellt werden könnte, etwa der Liturgie, der kirchlichen Struktur oder der Lehre. So könnte nicht nur geklärt werden, *wozu* Neuerungen eingeführt werden, sondern auch, *wo* und – man könnte sagen – in welchen Innovationsfeldern sie sich zeigen. Der Band bietet durch die Vielfalt der versammelten Beiträge ökumenischer, kirchen-, liturgie- und frömmigkeitsgeschichtlicher Art ein breites Spektrum an inhaltlich bestimmbareren Wandlungsprozessen.

Einige davon seien erwähnt: Vasilios N. Makrides geht auf die unterschiedlichen theologischen und politischen Bedingungen ein, vor deren Hintergrund Innovation stattfinden kann (19-50). Da der Osten – anders als das Weströmische Reich – in der Spätantike keinen Zusammenbruch erlebt habe, sei in Byzanz ein stärkeres Kontinuitätsbewusstsein erhalten geblieben. Makrides betont aber, dass auch der „Byzantinische Traditionalismus“ die Vergangenheit „nicht mechanisch, sondern absichtsvoll“ (33) reproduziert habe, um zeitgenössische Zustände zu legitimieren, neu aufkommende Fragen zu beantworten oder bedrohliche Entwicklungen abzuwehren. Diese Kontextualisierungen stellen Innovationen dar, weil die als normativ betrachtete Vergangenheit – etwa bei Michael Psellos oder Theodor Methochites – reinterpretiert wurde. Auch auf der terminologischen Ebene gibt Makrides zu bedenken, dass die Innovationskraft einer Glaubensgemeinschaft nicht daran zu messen sei, dass sie explizite Neuerungen anstrebe; anstatt von „innovation“ oder „novelty“ werde in der Byzantinischen Tradition eher von „renewal“ oder „renovation“ (39) gesprochen. Setzt man diese Beobachtungen in Beziehung mit der von den Herausgeberinnen vorgelegten Typologie, so ließe sich von puristischen Innovationen sprechen. Die darauf folgenden Beiträge zeigen, dass auch die anderen genannten Innovationstypen anzutreffen sind. Aus ökumenischer Sicht etwa geht

Eftichia Arvaniti den Wechselwirkungen zwischen Ost und West nach, die durch gemeinsam genutzte Kirchenräume auf den zu Venedig gehörenden griechischen Inseln entstanden (53-72). Ein detailliertes Quellenstudium bringt Beeindruckendes zutage: In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts berichtet ein überraschter Pilger, dass der orthodoxen Bevölkerung päpstliche Ablässe zugeteilt werden, um 1600 lässt sich eine starke Verehrung des Heiligen Franziskus auch von orthodoxer Seite nachweisen, die sogar so weit geht, dass einige Orthodoxe, ohne das Bewusstsein, ihre eigene Kirche zu verlassen, in den Franziskanerorden eintreten wollten (65). Umgekehrt passten sich die Lateiner in ihren Kirchenbauten an griechische Vorbilder an, adaptierten – was etwa die Verehrung der Ikonen angeht – orthodoxe Frömmigkeitsformen und feierten das Kirchenjahr bis zur konsequenten Einführung des Gregorianischen Kalenders im Jahr 1582 gemeinsam. Erst ein gestiegenes konfessionelles Bewusstsein auf beiden Seiten bereitete der Koexistenz im 18. Jahrhundert ein Ende (66-68). Der Beitrag von Spyridoula Athanasopoulou-Kypriou widmet sich dem Aufkommen eines „christlicher Feminismus“ (101-121), der aus der zu Beginn des 20. Jahrhunderts gegründeten Zoe-Bewegung entstanden sei. Der auf den Archimandriten Efsevios Matthopoulos zurückgehenden Bewegung, die vor allem männlich konnotiert als Zoe-Bruderschaft bekannt geworden ist, gesellte sich in den dreißiger Jahren auch ein weiblicher Zweig, die nach dem Gründer benannte „Efsevia-Schwesternschaft“, bei. Den Begriff des „christlichen Feminismus“ (114) konturiert Athanasopoulou-Kypriou auf einer theoretischen und einer praktischen Ebene: Lehnmäßig habe sich die Zoe-Bewegung bereits seit den vierziger Jahren für eine Gleichberechtigung der Frauen eingesetzt, dabei aber die auf die Schöpfung zurückgeführte Unterschiedenheit von Mann und Frau anerkannt (115). Praktisch gesehen habe, so die Autorin, das zölibatäre Leben den Frauen eine Selbstbestimmung ermöglicht, die sie – zumindest was die Belange des Gemeinschaftslebens angeht – von männlichen Einflüssen freimachte; „der Kampf nach Selbstverwirklichung“ sei daher „durch die Kraft des Zölibats“ (116) genährt worden. Trine Stauning Willert betrachtet in ihrem Beitrag das heutige Griechenland aus religionssoziologischer Sicht und setzt ihre Einsichten mit neueren theologischen Deutungsversuchen in Beziehung. Sie geht vom „Paradigma ethno-religiöser Identität“ (188) aus, das – theologisch begünstigt durch die autokephale Struktur und politisch bedingt durch die osmanische Fremdherrschaft – eine Verkettung von griechischem Identitätsempfinden und orthodoxem Bekenntnis beschreibt. Die aus dieser Synthese entstandene Kulturform wird im Spiegel der „progressiven theologischen Szene in Griechenland“ (185), etwa der Zeitschrift *Synaxis*, der Volos-Akademie oder der Vereinigung zur Verbesserung religiöser Erziehung (KAIROS), beleuchtet. Dabei kommen auch scharfe Kritiker bestehender Zustände zu Wort. So wirft etwa Pantelis Kalaitzidis der griechischen Orthodoxie pauschal vor, sie sei „unfähig, an der gegenwärtigen Welt“ (194) teilzunehmen. Trine Stauning Willert benennt diese radikalen, für die große Mehrheit griechisch-orthodoxer Theologen nicht anschlussfähigen Thesen zwar ausführlich, macht sie sich jedoch nicht einfach zu eigen. Hermeneutisch sensibel erkennt sie etwa die Bedeutung Kalaitzidis' an, sofern er sich dem Problem der Pluralisierung stellt, sie gibt aber auch zu bedenken, dass hinter der Idee einer völligen Entkoppelung ethno-religiöser Identität die „fundamentalistische Vision“ einer „absoluten Identität“ (200) des Christentums stehe.

Dem Band ist mit seinen theologischen Überlegungen sowie seinen kulturtheoretischen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen ein großer Wurf gelungen. Westkirchlichen Lesern wird in verständlicher Sprache, aber dennoch differenziert, ein kenntnisreiches Bild des Wandels geboten, zu dem die griechische Orthodoxie in der Vergangenheit fähig war und es auch in der Gegenwart noch ist. Dies erscheint in doppelter Weise bedeutsam: Manches Vorurteil, das einer vermeintlich starren Orthodoxie entgegen schlägt, wird widerlegt, aber auch manche Idealisierungen, die die Ostkirchen als zeitenthobenen Felsen preisen, werden entzaubert. Bemerkenswert ist vor allem, dass die Herausgeberinnen in der Auswahl ihrer Beiträge keine Angst vor dem Detail zeigen. Die versammelten Aufsätze verbleiben nicht im Allgemeinen, sondern benennen örtlich und zeitlich begrenzt ganz bestimmte Phänomene des Wandels, die zusammen genommen ein vielschichtiges, historisch greifbares Bild ergeben. Die Orthodoxie wird dabei sachlich, aber stets respektvoll, nie

belehrend oder von oben herab betrachtet. Es ist wünschenswert, dass sich die Diskussion, die der Band anstößt, auch auf die Erforschung der neueren und zeitgenössischen ostkirchlichen Dogmenentwicklung ausweitet: In welchem Sinn kann auf diesem Gebiet von Innovation gesprochen werden? Bilden sich neue Modelle trinitätstheologischen, christologischen oder anthropologischen Denkens und Argumentierens heraus?

*Michael Seewald*